Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 7. Bromberg, den 22. Januar 1924.

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955

von Hans Dominik.

(21. Fortsetzung.)

„Lord Maitland wünschen Eure Herrlichkeit zu sprechen."

Der Diener meldete es, und gleich danach trat Lord Horace in das Kabinett des englischen Premierministers. Die Stimmung war ernst. Vor zwei Stunden war die offizielle Nachricht von dem Gefecht vor Sydney in London eingetroffen. Noch hielt die englische Regierung sie zurück. Doch schon liefen unkontrollierbare Gerüchte durch die Straßen der englischen Metropole. Erzählungen von einer unerhörten Schmach, die der Flagge Englands durch amerikanische Streitkräfte zugefügt sein sollte.

Trotz aller Gesetze und Postregale gab es Dutzende geheimer Empfangsstationen für die Funkenmeldungen der ganzen Welt in London. Stationen, die auf einem Schreibtisch bequem Platz hatten und Funkennachrichten aus Australien und Südafrika ebenso sicher auffingen wie aus Schottland oder Frankreich.

Die Londoner Börse wurde zuerst von den Gerüchten getroffen. Sie war in einer trostlosen Baissestimmung. Das Publikum in den Straßen glich einem aufgeregten Bienenschwarm, und Lord Gashford, der leitende Staatsmann des britischen Weltreiches, fühlte den Druck der schweren Verantwortung mehr denn je. Wohl hatte er durch die letzte Instruktion an den australischen Gesandten MacNeills noch eine Frist für die letzte unwiderrufliche Entscheidung gesichert. Aber er war sich dessen voll bewußt, daß die letzte Entscheidung mit Riesenschritten heranrückte.

Lord Maitland hielt ihm das Zeitungsblatt hin, welches Glossin an Lady Diana gesandt hatte.

„Die Nachricht ist gut, wenn sie wahr ist. Wir wissen es noch nicht. Seit sechsunddreißig Stunden warte ich auf den Bericht des Obersten Trotter, der vom Kriegsministerium mit der Expedition beauftragt wurde."

„Oberst Trotter . . .?"

„Wie meinten Sie?"

„Nichts von Wichtigkeit. Nur bin ich der Ansicht, daß der Bericht längst da sein müßte. Es ist unerhört, daß wir das Ergebnis einer von uns betriebenen Unternehmung durch ein schwedisches Lokalblatt erfahren müssen."

Die Züge des Premiers verrieten von neuem Sorge und Ungewißheit über den Ausgang der Expedition.

„Ich fürchte, daß irgend etwas bei der Unternehmung nicht in Ordnung ist. Auf keinen Fall können wir daran denken, eine Entscheidung zu treffen, bevor wir nicht den Bericht Trotters oder noch besser den Oberst selbst hier haben. Ich habe den Kriegsminister kurz vor Ihrem Erscheinen um seinen Besuch bitten lassen. Ich denke, das wird er sein."

Sir John Repington trat in das Gemach. In seiner Begleitung kam Oberst Trotter. Er machte nicht eben den besten Eindruck. Die Haut seines Gesichtes schälte sich wie Platanenrinde im Frühjahr. Der stattliche Schnurrbart war bis auf einen kargen Überrest der Schere zum Opfer gefallen. Der erste Eindruck auf alle in diesem Raume Befindlichen war der, daß es nicht gefahrlos sei, mit Erik Truwor und seinen Leuten anzubinden. Waren sie wirklich unter den brennenden Trümmern ihres Hauses begraben, so hatten ihre Flammen und sonstigen Verteidigungsmittel jedenfalls auch dem Gegner reichlich zu schaffen gemacht.

Der Eindruck verstärkte sich, als Oberst Trotter seinen mündlichen Bericht gab. Acht von seinen Leuten tot, zum Teil in den Flammen umgekommen, verschollen. Fünf mehr oder weniger schwer verwundet. Nur mit sieben Leuten war der Oberst nach England zurückgekommen.

Im übrigen bestätigte sein Bericht die Mitteilung des schwedischen Blattes und ergänzte sie. Nach tapferer Gegenwehr war das Feuer der Verteidiger niedergekämpft, das Haus sturmreif geschossen worden. In diesem Moment brachen Explosion und Brand aus, von denen das schwedische Blatt allein berichtete. Sicher waren die Verteidiger, soweit sie das Feuer der Angreifer noch lebend überstanden hatten, in der Gewalt der Explosionen und in der Hölle der Feuersbrunst umgekommen.

Die englischen Minister spürten eine große Erleichterung, während Oberst Trotter den Gang der Dinge schilderte.

„So weit ganz gut," unterbrach hier Repington. „Aber warum haben Sie nicht sofort nach der Affäre einen drahtlosen Bericht an das Amt geschickt? Sie hatten unser bestes Modell der kleinen Stationen mit. Warum haben Sie nicht sofort gefunkt?"

„Es ging nicht, Sir! Es ging trotz aller Bemühungen nicht. Der Mann, der mit dem Apparat Bescheid wußte, war gefallen. Die anderen konnten ihn nicht in Betrieb bringen."

Der Kriegsminister runzelte die Stirn.

„Sehr bedauerlich. Der einzige Funker, den Sie bei Ihrer Truppe hatten, durfte nicht exponiert werden, Herr Oberst. Und dann später . . . Sie sind mit einem unserer Flugschiffe zurückgekehrt. Warum haben Sie da nicht gefunkt?"

Oberst Trotter zerrte verzweifelt an den spärlichen Resten seines Schnurrbartes.

„Es ging nicht, Sir! Es ging absolut nicht! Der Telegraphist erklärte, daß sein Apparat in Unordnung sei. Aus unerklärlichen Gründen in Unordnung sei und nicht funktioniere. Es war nichts zu machen."

Lord Maitland blickte den Premier an und dieser den Kriegsminister. Einen Moment flammte ein unbestimmter Verdacht in den Herzen der drei Männer auf.

Oberst Trotter gab seinen schriftlichen Bericht, den er während der Überfahrt verfaßt hatte, in die Hände des Kriegsministers und verließ das Kabinett. Lord Horace schaute ihm nachdenklich nach.

„Wenn ich gewußt hätte, daß man gerade diesen Oberst Trotter mit einer so wichtigen Mission betraute, würde ich es kaum unterlassen haben, meine Bedenken geltend zu machen."

Sir John Repington bekam einen roten Kopf und nahm seinen Offizier in Schutz. Der alte Zwiespalt zwischen Armee und Marine machte sich bemerkbar. Der Premier legte den Zwist bei.

„Lassen wir die Nebensächlichkeiten. Aus dem eben gehörten Bericht geht mit Sicherheit hervor, daß die Expedition ihren Zweck erreicht hat. Den Zweck, Großbritannien von einem unbekannten und unter Umständen unbequemen Gegner zu befreien. Wir können unsere Beschlüsse jetzt ohne Hemmung von dieser Seite her fassen. Nach den Ereignissen des Vormittags ist die Beschlußfassung nicht länger aufzuschieben. Das Parlament ist in London versammelt. Die Parteiführer sind von mir verständigt. Sie können

ihre Leute in zwei Stunden zusammen haben. Auf Wiedersehen in zwei Stunden!"

Sobald ihn seine Kollegen verlassen hatten, gab Lord Gashford den offiziellen Bericht über die Schlacht bei Sydney an die Presse und die Nachrichtenagenturen. Im Augenblick wurde er an tausend Stellen Londons bekannt. Extrablätter in Auflagen von Millionen kamen heraus, wurden den Händlern aus den Händen gerissen und vielmals gelesen, bevor sie auf dem Pflaster unter den Rädern der Wagen und den Füßen der hin und her wogenden Menge ein Ende fanden. Die Unruhe wuchs, die Aufregung stieg, und die Stimmung der Bevölkerung Londons näherte sich schnell jenem Siedepunkte, bei welchem gefährliche und unvorhergesehene Ausbrüche der Leidenschaft zu fürchten sind.

Das Parlament war das natürliche Ventil, durch das diese Spannung sich entladen mußte. Und das Parlament war vollzählig bis auf den letzten Mann versammelt, war sich seiner Pflichten gegen das Land bewußt, als die Minister ihre Plätze auf den Bänken der Regierung einnahmen.

Die Tagesordnung war einfach. Stellungnahme zu der Affäre von Sydney. Ein ausführlicher Bericht über das Vorkommnis lag jedem Mitglied gedruckt vor. Die meisten Abgeordneten lasen ihn kaum noch. Sie waren durch ihre Zeitungen informiert.

Die Abstimmung war nur noch Formsache.

Das englische Parlament beauftragte die Regierung, den Vereinigten Staaten von Nordamerika den Krieg zu erklären und ihn mit aller Energie zu führen.

Mit diesem Auftrage zog sich das Kabinett zurück. Es hatte mit der Ausführung der Beschlüsse vollauf zu tun: die vorhandenen Streitkräfte mobil zu machen, Reserven einzuberufen, die Industrie nach dem großzügigen Plan zu mobilisieren. Jeder einzelne Fachminister hatte sein Pensum. Daneben blieb noch eine Formalität zu erfüllen. Dem amerikanischen Botschafter Mr. Geddes mußte der Kriegszustand amtlich mitgeteilt werden. Es waren ihm, wie es in der veralteten diplomatischen Sprache immer noch hieß, die Pässe zuzustellen. Zur gleichen Stunde, zu welcher der englische Botschafter in Washington die Kriegserklärung überreichte.

Lord Gashford sah sich forschend um.

„Lord Maitland, Sie sind mit Mr. Geddes persönlich bekannt. Wollen Sie ihn besuchen und ihm die Mitteilung machen?"

Lord Horace nickte zustimmend. Er war mit Mr. Geddes seit Jahren befreundet. Er wollte den Auftrag übernehmen, um dem, was unvermeidlich geschehen mußte, wenigstens die versöhnliche Form zu geben.

„Betonen Sie besonders bei Ihrem Besuch, daß sich unser Kampf nicht gegen das blutsverwandte Volk richtet, sondern nur gegen den Tyrannen. Daß wir je schneller desto lieber wieder zu friedlichen Zuständen kommen wollen, sobald eine freiheitliche Regierung in Washington es uns möglich macht."

Lord Gashford wußte, warum er diese salbungsvolle Mitteilung überbringen ließ. Mr. Geddes war durch seine freiheitliche Gesinnung bekannt. Im Herzen ein Philanthrop und Pazifist. Keineswegs ein überzeugter Anhänger der unbeschränkten Herrschaft des Diktators. Letzten Endes ein Schwärmer für Menschenverbrüderung und Ideale, die in dieser Welt harter Realitäten kaum zu erreichen sind.

Cyrus Stonard kannte die Engländer. Er wußte, daß sie seit Jahrhunderten jeden Krieg, jeden Treubruch, jeden Überfall mit einem philanthropischen Mäntelchen behängt hatten, und in einem Anfall seines grimmigen weltverachtenden Humors hatte er ihnen einen überzeugten Philanthropen als Botschafter geschickt. Eben Mr. Geddes, der von ganzem Herzen an alle diese Phrasen glaubte, bei allen Verhandlungen aus vollster Überzeugung damit operierte und letzten Endes doch genau tun mußte, was Cyrus Stonard wollte.

Der Kraftwagen hielt vor der amerikanischen Botschaft. Lord Horace schritt durch das Vestibül und Treppenhaus. Durch die Räume, die er bei Besuchen und Festlichkeiten so oft betreten hatte. Aufgescheuchte Dienerschaft lief umher. Gepackte Koffer standen auf den Fluren. Mr. Geddes hatte der Parlamentssitzung in der Diplomatenloge beigewohnt. Er wußte, daß der Krieg unvermeidlich war, und hatte alle Maßregeln für eine schnelle Abreise getroffen.

Lord Horace ließ sich durch den zurückhaltenden Empfang nicht abschrecken. Er trat an Mr. Geddes heran und ergriff dessen Rechte mit seinen beiden Händen.

„Meine lieber alter Freund, Sie wissen, ich bringe Ihnen schlechte Botschaft. Es ist ein schwerer Gang für mich. Doch einer mußte sie Ihnen bringen. Da habe ich es übernommen."

Langsam legte Mr. Geddes seine zweite Hand auf die beiden Hände von Lord Horace. Er war zu bewegt, um sprechen zu können.

Eine Minute standen sie so. Dann machte sich Lord Maitland mit sanfter Bewegung frei. Noch eine Verneigung, und er verließ das Haus. Der alte Diener, der ihn so oft bei Festlichkeiten empfangen und geleitet hatte, gab ihm auch jetzt das Geleit bis zur Tür.

Lord Horace atmete tief auf, als das Auto in schneller Fahrt durch die sonnige Straße fuhr. Es war auch für ihn, den routinierten Staatsmann und Diplomaten, ein bitteres Stück Arbeit gewesen, einem Manne wie Geddes die Mitteilung zu überbringen, daß seine Mission hier zu Ende sei.

*

In der Nacht vom 19. auf den 20. Juli war die große amerikanische Transradiostation in Sayville im vollen Betrieb. Um die dritte Morgenstunde liefen alle Maschinen. Sie erzeugten die hochfrequente Sendeenergie und schickten sie über die Maschinengeber in die sechzehn Antennen der Station.

Im Telegraphistensaal standen die automatischen Schreibapparate und verwandelten die aus allen Teilen Amerikas ankommenden Drahtdepeschen in gelochte Papierstreifen.

Die Telegraphisten nahmen die gelochten Streifen aus den Stanzapparaten, ersahen aus den Adressen, nach welcher Himmelsrichtung sie bestimmt waren, und verteilten sie danach auf die Maschinengeber der verschiedenen gerichteten Antennen.

Der Chefelektriker saß in seinem Glaskasten, von dem aus er einen Überblick über die ganze Station hatte. Vor ihm auf dem Tisch lag das Stationsbuch. Er war beschäftigt, die letzten Telegramme einzutragen.

Da plötzlich . . . Mr. Brown stand auf und lauschte . . . Ein fremder Ton drang aus dem Maschinenraum her. Er kannte seine Station. Jede Unregelmäßigkeit verriet sich seinem geübten Ohr. Er sprang auf, verließ seinen Glaskasten und sah im Vorbeieilen, daß auch im Transmitterraum Unordnung ausgebrochen war. Alle Automaten standen still.

Er eilte in den nächsten Saal zu den Maschinengebern. Das gleiche Bild hier. Eine Lähmung hatte alle diese Apparate getroffen, die eben noch im fliegenden Tempo arbeiteten und Depeschen in alle Welt schickten.

Die Maschinengeber lagen still. Es war erstaunlich, aber schließlich denkbar. Das Undenkbare, das Unmögliche geschah im Nebenraum, in dem die großen, von den Maschinengebern gesteuerten Sendekontakte eingebaut waren. Die Kontakte arbeiteten. Sie tanzten auf und ab, schlossen und öffneten den Maschinenstrom und gaben unverkennbare Morsezeichen.

Der Chefelektriker stürzte in diesen Raum. MacOmber, der alte, sonst so zuverlässige Maschinist, trat ihm verstört entgegen. Er deutete sprachlos auf die großen Kontakte, die sich, wie von unsichtbaren Geisterhänden bedient, bewegten.

Ein höllischer Spuk war es. Aber ein Spuk, der nach einem festen Plan vor sich ging. Alle diese Bewegungen und Manipulationen spielten sich ganz systematisch ab. Er vermochte aus dem Knattern der Kontakte ohne weiteres den Wortlaut der Botschaft herauszuhören, die hier gegeben wurde.

„Sayville. An alle! . . . Sayville. An alle! . . . Wer das Schwert nimmt, wird durch das Schwert umkommen. Die Macht warnt alle vor dem Kriege."

Mr. Brown stürzte sich auf den nächsten Sendekontakt und suchte ihn mit Gewalt festzuhalten. Die Kontakte arbeiteten unbeirrt weiter.

Dreimal hintereinander gab die Station diese Depesche. Dann begannen mit einem Schlage wieder die Automaten und Maschinengeber zu arbeiten. Kaum zehn Minuten hatte der Spuk gedauert.

Mr. Brown stand in seinem Glaskasten und strich sich die Stirn. Er wußte nicht, ob er wache oder träume. Mit verstörten Mienen blickten die Telegraphisten auf ihren Vorgesetzten. Keiner von ihnen kümmerte sich um die Apparate. Aber die Automaten, die nervenlosen Maschinen, taten ihre Schuldigkeit. Sie schrieben die Depeschen auf, die jetzt von allen Seiten her in Sayville einliefen. Anfragen von amerikanischen und überseeischen Stationen, was die Sendung von Sayville zu bedeuten habe.

Eine dringende Staatsdepesche aus Washington: „Befehl, den Stationsleiter sofort vom Amt zu suspendieren, die Station dem Stellvertreter zu übergeben!"

Mr. Brown war mit seinen Nerven fertig. Er übergab die Station seinem Vertreter und setzte sich hin, um mit zitternden Händen einen ausführlichen Bericht über das Vorkommnis zu schreiben.

Für die Geschichte jener Zeit ist der Bericht ein wichtiges Dokument geworden. Er gibt noch verhältnismäßig objektiv eine Darstellung der unerklärlichen Beeinflussungen, denen die Großstationen der ganzen Erde in den fol-

genden Wochen bald hier, bald dort ausgesetzt waren. Eine unbekannte Macht hatte sich des drahtlosen Verkehrs bemächtigt. Sie gab ihre Depeschen „An alle!“, wie es ihr gefiel, unter Benutzung der vorhandenen Stationen ab.

*

Kapitän H. L. Fagan vom amerikanischen Marinedepartement, der eiserne Fagan, wie ihn seine Kameraden nannten, hatte Vortrag beim Präsident-Diktator. Mit aufmerksamen Blicken folgte Cyrus Stonard den Erklärungen, die Kapitän Fagan an Hand umfangreicher, an der Wand befestigter Zeichnungen gab.

Sie stellten die große amerikanische Unterwasserstation dar, die im Laufe des letzten Jahres in aller Stille, vollkommen geheim, an der afrikanischen Ostküste in der Höhe der Seschellen entstanden war. Durch gründliche Lotungen hatten amerikanische Schiffe eine Stelle ausfindig gemacht, die zweihundert Kilometer von der Küste entfernt mitten im freien Ozean lag und doch nur hundert Meter tief war. Es war die Spitze irgendeines vor Millionen Jahren in der Tiefe des Indischen Ozeans versunkenen Berges. Taucher hatten das Gelände untersucht und die Sprengungen vorbereitet, durch die man eine Plattform von etwa einem Quadratkilometer hundertfünfzig Meter unter dem Seespiegel schuf. Dann kam der Bau.

Zwanzig gewaltige Hallen. Jede einzelne groß genug, die größten Flugschiffe, Flugtaucher und U-Boote aufzunehmen. Jede Halle mit den Maschinen für alle vorkommenden Reparaturen ausgerüstet. Jede Halle mit vielfacher Sicherheit gegen den gewaltigen Wasserdruck erbaut. Darüber hinaus noch durch ein System sinnreicher Sicherheitsschotten gegen Wassereinbrüche geschützt. Unterirdische, tief in den Fels des Berges gesprengte Gänge verbanden die Hallen miteinander. Zisternen waren mit Hilfe stärkerer Sprengmittel in den Basalt hineingearbeitet, die Hunderttausende von Tonnen der besten Treiböle für die Maschinen amerikanischer Kriegsfahrzeuge aufnehmen konnten.

Ferner große Luftschleusen. Ein Druck auf einen der vielen Hebel in der Apparatenzentrale der Station genügte, und eine riesenhafte hydraulische Plattform hob sich wie eine plötzlich entstehende Insel aus den Fluten des Ozeans, bereit, Fahrzeuge aufzunehmen und sicher mit in die Tiefe zu bringen.

Es war ein wahrhaft großartiger unterseeischer Flottenstützpunkt, den ein Befehl Cyrus Stonards hier mitten in der Wasserwüste entstehen ließ. An einer Stelle, von der aus es amerikanischen Streitkräften ein leichtes sein mußte, jede in Mittelafrika neu entstehende Kriegsindustrie im Entstehen zu zerschmettern und Indien schwer zu bedrohen.

Als Cyrus Stonard vor dreizehn Monaten den Befehl gab, erklärten die Fachleute die Sache für unausführbar. Bis der eiserne Diktator den eisernen Kapitän fand. Cyrus Stonard entsann sich deutlich der ersten Unterredung mit dem Kapitän. Unbedingte Geheimhaltung des Planes und des Baues forderte der Diktator. Kapitän Fagan hatte damals wenige Minuten überlegt.

„Wir müssen mit fünftausend Mann arbeiten, wenn wir in einem Jahr fertig werden wollen. Ein Geheimnis, um das fünftausend Menschen wissen, ist kein Geheimnis mehr. Also müssen wir Sklaven für den Bau nehmen.“

Kapitän Fagan hatte es damals mit einer Ruhe und Selbstverständlichkeit gesagt, die sogar den Diktator eine Minute verblüffte. Nur eine Minute. Dann hatte er die Vorzüglichkeit der Idee erfaßt.

Zuchthäusler führten die unterseeische Station aus. Menschen, die von den amerikanischen Gerichten zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt worden waren. Es kamen Monate, in denen der elektrische Stuhl wenig zu tun hatte, weil der Diktator auffallend häufig begnadigte. Aber nur Menschen, die mit Eisen und Stahl umzugehen verstanden, Menschen, die in die Branche paßten. —

(Fortsetzung folgt.)

Eine ominöse Grabschrift in Graudenz.

Nicht nur falsche Propheten traten zeitweise als gerissene Spekulanten auf die Dummheit ihrer Mitmenschen auf, auch angebliche Sprößlinge aus fürstlichen Geschlechtern verstanden es jahrelang und meisterhaft, ihre Zeitgenossen an der Nase herumzuführen und auf deren Kosten arbeitslose aber desto freudvollere Tage zu verleben. Wir finden es heute unbegreiflich, daß z. B. vier unechte Demetriusse als Zaren in der Zeit von 1603—1648 nach- und währendeinander in Rußland Gastrollen gaben, allerdings mit dem Erfolg, daß ihre Laufbahn entweder durch Mörder- oder Henkershand ein gewaltsames Ende fand. Und wer hat nicht den Namen des „falschen Waldemar“ nennen hören, der, von Hause aus ein simpler Müller namens Jakob Rehbock, es verstand, als Markgraf sieben Jahre lang das Szepter über Brandenburg zu schwingen, bis dann endlich sein Schwindel entdeckt und er 1355 den Thron auf Nimmerwiedersehen verlassen mußte. „Die Welt will betrogen werden!“ Versteht es jemand, seine Herkunft mit einem geheimnisvollen Dunkel zu umgeben, und über sein Dasein geschickt den Schleier der Romantik zu breiten, er wird immer Gläubige finden, die auf seine Sagen hereinfallen und ihm Gefolgschaft leisten. Derartige Abenteurer, angefangen beim Talmizar und herunter bis zum Alpakabaron, hat es immer gegeben, sie werden nicht aussterben, und auch die Zukunft wird daher an ihnen keinen Mangel leiden, ich fürchte sogar, die massenweise Abschaffung von Monarchien, welche der jüngsten Vergangenheit ihre Eigenart aufdrückte, wird manche unternehmungslustige Seele dazu anspornen, Versuche mit einer höchstselbst verliehenen vornehmen Geburt in einem besonders aufgeklärten Zeitalter anzustellen. Geeignete Subjekte dürften in ausreichender Zahl vorhanden sein.

In dem vorigen Jahrhundert waren es vornehmlich zwei Personen, welche ob ihrer phantastischen bzw. rätselhaften Angaben die Schreibfedern, man kann ruhig sagen, von ganz Europa in Bewegung setzten. Einmal jener Kaspar Hauser, der „berühmte“ Findling, der von seinem ersten Auftreten an in Nürnberg am 26. Mai 1828 bis zu seinem am 17. Dezember 1833 in Ansbach erfolgten Tode die Gemüter in ärgster Spannung hielt und der Anlaß zu einer speziellen Literatur wurde, die sich an seinen Namen knüpfte. Es hieß, er sei ein ausgesetzter Sproß des zähringischen Fürstengeschlechts, andere wiederum behaupteten, er sei die unerwünschte Frucht eines außerehelichen Seitensprungs einer hochgestellten Persönlichkeit gewesen. Daß der Liebesbund, dem er entsprang, nicht legitim gewesen ist, mag stimmen, aber sicherlich wird er einen weniger glanzvollen Hintergrund gehabt haben. Genug, dieser eiserne Bestand jedes Konversationslexikons namens Kaspar Hauser machte sich das Mysterium, welches man um ihn wand, schnell zunutze, und er ließ es sich gern gefallen, daß ihn ein englischer Lord verhätschelte und er zum Gegenstand allgemeiner (und klingender) Teilnahme wurde. Wir wissen heute, daß alles eine schlau eingefädelte Komödie und das Blut jenes aufgelesenen Burschen von blauen Körperchen sogar außerordentlich rein war. Etwas mehr Glück hatte jener Krossener Uhrmacher Karl Wilhelm Nauendorff, der eines schönen Tages den erstaunten Niederlausitzern verkündete, er sei der Sohn des guillotinierten Königs Ludwig XVI. von Frankreich und der Marie Antoinette. Daten der Geburt (27. März 1785) stimmten überein, und da das Schicksal des unglücklichen Dauphin (nach der Hinrichtung seines Vaters von seinem Oheim, dem späteren 18. Ludwig, als Ludwig XVII. formell zum König von Frankreich proklamiert) nicht lückenlos feststand — sein tragisches Ende am 8. Juni 1795 bei dem ihn aufs roheste behandelnden Erzjakobiner und Schuster Simon wird durch keinen klassischen Zeugen als Tatsache bekräftigt — so hatte es Nauendorff, dem lediglich eine Reihe von Konkurrenten ins Spiel pfuschten, nicht schwer, mit den Lilien der Bourbonen zu kokettieren. Eine auffallende Ähnlichkeit mit seinem angeblichen königlichen Vater und dessen Sohn kam ihm sehr zu statten, und als er gar 1836 in Paris von der Anklage des Betruges freigesprochen wurde, da blieb die Beschaffenheit seines Stammbaums zum mindesten zweifelhaft. Seine Nachkommen waren denn auch rührig genug, die Enthüllungen des ehemaligen Krossener Uhrmachers nicht einschlafen zu lassen, sie haben vielmehr alle Hebel in Bewegung gesetzt, ihre Zugehörigkeit zum sogenannten „Königlichen Hause von Frankreich“ bis in die Jetztzeit hinein wachzuhalten. Noch kurz vor Ausbruch des Weltkrieges wurde die alte Familie Bourbon-Orléans (die Frankreich eine Reihe von Königen stellte) durch die für sie wenig erbauliche Kunde überrascht, die französische Regierung habe den Enkeln bzw. Urenkeln jenes Nauendorff die Genehmigung erteilt, den Familiennamen „de Bourbon“ zu führen. Doch es soll nicht unsere Sorge sein, Licht in diese verwickelte Sache zu bringen, uns interessiert etwas anderes, wobei der Schatten eines Bourbon allerdings auch etwas in den Vordergrund tritt:

Im Frühjahr vorigen Jahres hatte ich Gelegenheit, einige Monate in Graudenz zu weilen. Ich glaubte, daß die Reihe nennenswerter Persönlichkeiten, welche in dieser lieben Stadt Aufenthalt nahmen, auf Courbière und Reuter beschränkt sei. Man nahm eines Tages Veranlassung, mich darauf hinzuweisen, daß in dieser Hinsicht mein Wissen nicht vollständig sei. Auf meine erstaunte Frage belehrte man mich, daß Graudenz' Mauern Jahrzehnte hindurch ein kleines Männchen zum Bürger zählten, der eine Ahnfrau gehabt habe, welche ein französischer König zum Traualtar geführt hätte. Das ist gewiß allerhand und reichlich Stoff zum Kaffeeklatsch. Ich bedauerte nur, daß ich diese Sehenswürdigkeit nicht mehr zu Gesicht bekam, sie war vor vierzehn Jahren im höchsten Greisenalter dahingegangen. Auch

Näheres über sie, de la Grange war der Name, ließ sich merkwürdigerweise nicht in Erfahrung bringen, ich stellte nur fest, daß an der Korridortür seiner einstigen Wohnung ein imponierendes, gekröntes Namensschild prangt. Man sagte mir, der alte, winzige Herr hätte sich nach Art eines Grandseigneurs äußerst zurückhaltend und vornehm bewegt (daher die kümmerliche Wissenschaft über seine Herkunft), sei durch gewählte Kleidung angenehm aufgefallen, hätte die deutsche Sprache nur mangelhaft, die französische dagegen fließend beherrscht, und wäre im übrigen in seinen Mitteilungen sehr sparsam gewesen, nur hin und wieder fanden Bemerkungen, welche auf eine hohe Abkunft hinzielten, den Weg ins Freie. Man kann sich den Gürtel von Gerüchten vorstellen, der sich um Herrn de la Grange schloß, einen Mann, den ein guter Wohlstand umgab, ohne daß er einen sichtlichen Beruf ausübte. Es hatte einen begreiflichen Reiz für mich, die Grabstätte dieser geheimnisvollen Person, um die sich ein Stückchen Geschichte zu lagern schien, aufzusuchen. Auf dem neuen katholischen Kirchhof hat man ihn zur letzten Ruhe gebettet, gleich rechts am Hauptweg. So klein wie seine Gestalt, so gering an Ausmaß auch das Grab. Eine Tafel gibt Auskunft über die irdischen Reste, die hier der Auferstehung harren. Die Augen werden immer größer, wenn sie folgendes ihrer Zentralstelle, dem Gehirn, übermitteln:

„Hier ruht der letzte Verwandte der Kazimiera de la Grange, Gemahlin Ludwig XIV., Königs von Frankreich, Fr. de la Grange, geb. 1816, gest. 1909.“

Man wiederholt die Angaben, buchstabiert und notiert sie und geht kopfschüttelnd von dannen. 93 Jahre lang konnte sich also der Herr Fr. de la Grange in dem Gefühl sonnen, daß ein weibliches Mitglied seines Geschlechts mit dem Sonnenkönig innige Berührungsflächen hatte. Die Einzelheiten dieses süßen Geheimnisses nahm er zugleich mit dem Stammbaum derer de la Grange mit sich ins Grab, die Nachwelt mag sich über die näheren Zusammenhänge und den tieferen Inhalt der steinernen Tafel den Kopf zerbrechen. Die Behauptungen, welche auf letzterer eingemeißelt sind, stellen die geschichtlichen Tatsachen in einer ungewöhnlichen Kühnheit auf den Kopf: Ludwig XIV. von Frankreich war nämlich offiziell nur einmal vermählt, und zwar mit einer spanischen Prinzessin Maria Theresia. Nebenbei hatte er nach damaliger Sitte eine ganze Galerie von Maitressen, von denen die Mailly, Maintenon, Montespan, Lavallière und Dübarri das vorderste Glied bilden. Zwischen der Maintenon und ihrem königlichen Liebhaber soll auch eine Art morganatischer Ehe zustande gekommen sein, die anderen Damen seines Herzens dürften aber sicherlich nicht über den Rang einer vorübergehenden Geliebten hinaus avanciert sein. Der Chronist meldet jedenfalls nicht Gegenteiliges, und ganz vergeblich blättert man in den Biographien des „roi de soleil“ herum, um auf den Namen de la Grange zu stoßen und eine Gemahlin zu entdecken, die in der Taufe den Vornamen Kazimiera erhalten hat. Der Grabstein führt demnach irre. Ausgeschlossen ist es natürlich nicht, daß Ludwig XIV. gelegentlich auch die Gunst einem Fräulein de la Grange geschenkt und ihr ein Schäferstündchen huldvollst bewilligt hat, aber ist dies ein Geschehnis (damals für die Angehörigen der Dame wohl ein freudiges Familienereignis), von dem man noch nach 200 Jahren zehrt und es mit einem Glorienschein umgibt? Ich habe mir recht Gedanken darüber gemacht, was wohl der Grund gewesen sein mag, der den alten Herrn veranlaßte, den Graudenzern gegenüber als historische Novität zu erscheinen, und weshalb sein Grabstein dazu ausersehen wurde, der Geschichte und damit der Öffentlichkeit ein Schnippchen zu schlagen. Geniale Eitelkeit, fixe Idee, Zumnarrenhalten? Originell ist jedenfalls die Angelegenheit mit der Kazimiera de la Grange, schade, daß es mir nicht geglückt ist, ihren Kern aufzudecken. Oder ist sie kernlos und gleichwertig einem schalkhaften Scherz? Dafür denke ich mir die Stätte des Todes eigentlich zu geheiligt. Vielleicht hat ein Leser dieser Zeilen Aufklärendes zur Hand, ich wäre ihm für Übermittlung dankbar. Meine Hilfsquellen haben jedenfalls bisher versagt, wenn ich sie fragte, was es für eine Bewandtnis mit der angeblichen Gemahlin Ludwig XIV. Kazimiera geb. de la Grange und deren letztem Verwandten hat, der auf dem neuen katholischen Kirchhof in Graudenz schon dreiviertel vergessen begraben liegt. Es laufen viel Menschen neben uns her, die mit Leichtigkeit nachweisen könnten, daß ihre Familien mit denen fürstlicher Häuser Kreuzungspunkte diskreter Natur haben. Doch wer brüstet sich gern damit?

Kazimiera de la Grange, Gemahlin Ludwig XIV. Königs von Frankreich, ihr letzter Verwandter in Graudenz gestorben und begraben. So spricht ein Stein, wie mag es in Wirklichkeit gewesen sein? Alfred Loake.

Bunte Chronik

* **Merkwürdige Naturerscheinungen.** Der bekannte Ornithologe Wilhelm Schuster von Forstner in Zimmersrode, Bezirk Kassel, hat sehr merkwürdige Naturbeobachtungen gemacht, die mit den reichlichen Regenfällen des Jahres 1923 zusammenhängen. Ein richtiges „Regenjahr“, wie es 1923 war, schiebt sich gelegentlich charakteristisch in die Reihe trockener und heißer Sommer ein. Als merkwürdige Folgen der Nässeperiode im Tierreich teilt Schuster folgende Feststellungen mit: viele tote Fink- und Amseljungen in den Nestern (kalt-feuchte Witterung, Insektenmangel), verhungerte Turmschwalben in den Schlupfwinkeln der Dächer (Insektenmangel), Brüten der Wildenten in alten Raben- und Raubvogelnestern (wegen Feuchtigkeit am Erdboden), Tagflug hungriger Fledermäuse in Kreuzgängen alter Klosterbauten, Blutsaugen einer Hufeisennase am Reh, tote Eulenbruten (Mäusemangel), Beutezüge des großen und kleinen Wiesels auf Bäume zum Plündern von Vogelnestern, wegen Mäusemangels, auffallend wenig Eidechsen, Mäuse, Insekten. Im Pflanzenreich: Fingerhüte und Glockenblumen beugen die Glocken abwärts, schließen sie dann völlig wegen aufsteigender Erdnebel, die stahlblaue Holzbiene bohrt Löcher in die Blütenkammer. Diesen merkwürdigen Erscheinungen treten andere hochinteressante gegenüber, die derselbe Forscher in heißen Sommern festgestellt hat, worauf er seine Lehre heute wiederkehrender, tertiärzeitähnlicher Lebensperiode gründet: Geburt des Rehjungen vor statt nach dem Winter (sog. Novemberkitze, also kein monatelanges Ruhen des Embryos), Umwandlung vieler Zugvögel in Standvögel, 60—70 Arten, Vorrücken von etwa 100 Tierarten von Süden nach Norden und ebenso viele Arten von Osten nach Westen, die einst durch die Eiszeit nach Süden oder Osten abgedrückt waren. Zwecks Ausbau der Schusterschen Lehre, wie sie der genannte Forscher in dem Werk „Die Vögel Mitteleuropas“ (Verlag J. F. Schreiber, Eßlingen) niedergelegt hat, bittet er, ihm ähnliche seltsame Naturbeobachtungen, die im Regenjahr 1923 gemacht wurden, mitzuteilen.

* **Henry Fords Vermögen.** Eine Neuyorker Zeitung teilt mit, daß das Vermögen des Automobilfabrikanten Henry Ford 840 Millionen Dollar betrage. Im vergangenen Jahr seien ihm nach Bezahlung der Steuern im Betrage von 34 Millionen Dollar noch 119 Millionen Dollar verblieben. Er verdiene somit etwa 400 000 Dollar im Tage. Wenn sein Vermögen in den nächsten Jahren in gleichem Maße anwachse, wie in den letzten zehn Jahren, so werde er 1934 ein Vermögen von mehr als drei Milliarden besitzen und täglich eine Million Dollar einnehmen.

* **Vom Ursprung der Flöhe.** Während der Sintflut strandete die Arche Noahs auf einem Felsen und bekam ein Leck. Da nun Noah und die Seinen in Gefahr waren, den Fischen zum Opfer zu fallen, redete die Schlange Noah an und versprach ihm, sie werde ihm helfen, wenn er sie nach Abnahme der Flut mit menschlichem Fleisch speisen würde. In seiner Verlegenheit willigte Noah ein, und die Schlange rollte sich in dem Loche zusammen, daß kein Wasser mehr ins Schiff fließen konnte. Als die Sintflut verlaufen war, forderte die Schlange ihre Belohnung. Noah aber fragte in heller Verzweiflung den Engel Gabriel um Rat, und wie dieser ihm gesagt, warf er die Schlange ins Feuer, wo sie gleich ganz verbrannte. Die Asche warf er in die Höhe, daß die Winde sie wegbliesen. Sie verwandelte sich in kleine Insekten, es wurden Wanzen und Flöhe und derlei Ungeziefer daraus. Die plagen die armen Menschen bis zum Jüngsten Tag, und auf diese Weise genießt die alte Schlange ihre versprochene Speise.

Kleine Rundschau-Ecke

* **Fataler Mißgriff.** Mutter: „Warum weinst du denn so, meine Tochter? Geht es dir so nahe, daß dein Mann verreist ist?“ — Tochter: „Nein, das nicht. Aber er schreibt, daß er mein Bild täglich hundertmal aus seiner Brieftasche nimmt, um es zu küssen, und dabei hat er es gar nicht bei sich. Ich habe es zum Scherz herausgenommen und deins dafür hineingesteckt.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.